

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 61 (1957-1958)

Heft: 23

Artikel: Die prophetischen Bildnisse

Autor: Hawthorne, Nathaniel / Kessler, M.K.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671631>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wir zu Tal und meldeten unsere Entdeckung dem Vertreter des finnländischen Konsuls in Glarus.

Am 11. Oktober zog eine Bergungskolonne, bestehend aus vierzehn Mann, einem Polizisten und einem Mechaniker, zum Gliemsgletscher hinauf. Auf der Unglücksstelle wurde der Schnee mit langen Sondierstangen in weitem Umkreis durchsucht. Es schien rätselhaft, dass die übrigen Maschinenreste, insbesondere die Kabine, nirgends zu entdecken waren.

Auf eigene Faust unternahm ich endlich, als schon die Hoffnung, die Verschollenen zu bergen, aufgegeben wurde, eine Klettererei über den zerschrundeten Gletscher hinauf. Meine Mühe war nicht umsonst. An einer Randspalte stiess ich auf die verschneiten, noch fehlenden Teile der Maschine mit der Kabine. Inmitten der verkrümmten Eisenstäbe und Blechteile hingen die beiden Fliegeroffiziere, ein Major und ein Leutnant. In Leichensäcken wurden sie über den Gletscher gezogen und später in der Kirche von Truns aufgebahrt. Nach der Kremation in Zürich brachte man die Asche der Verunglückten den Hinterlassenen in Finnland.

Einige Wochen später sandte mir der Konsul von Finnland die Photographien der abgestürzten Flieger mit folgendem Begleitschreiben: „Der Präsident der Republik Finnland hat Ihnen in Anerkennung der Verdienste um die Auffindung der verunglückten finnländischen Fliegeroffiziere die Medaille erster Klasse des finnländischen Ordens ‚Die Weisse Rose‘ verliehen.“

Kurz darauf wurde mir eine Prämie von tausend Franken überwiesen.“ Bergführer Fridolin hielt die Bilder der Offiziere in der Hand und versenkte sich in ihre jugendlichen Züge: Der einfache, vergessene und oft belächelte Mann war stolz darauf, jenen unbekannten trauernden Witwen im „Land der tausend Seen“ diesen letzten Dienst erwiesen zu haben. Ich selbst sah ihn mit anderen Augen an. Er war gewachsen, und jede seiner tiefen Furchen auf hoher Stirne flösste mir Ehrfurcht ein.

Die Abendglocken läuteten im Bergkirchlein.

Draussen lockte ein prächtiger Hochsommerabend. Im dichtbelaubten Ahorn sangen vier verliebte Meisen. Meine Blicke schweiften ins Tal hinunter, wo sich die unregelmässig zerstreuten dunkelblauen Häuschen allmählich im Grau der Nacht auflösten. Die Schatten aber stiegen unaufhaltsam wie eine gewaltige, dunkle Flut über die Fichtenwälder, Täler, Runsen und samtgrünen

Alpwiesen empor zu den nacktstrotzenden Felskuppen.

Ich atmete die Schönheit in mich ein, Zug um Zug. Mein Freund lauschte in die Stille hinaus. In der Ferne ein leises, dumpfes Rauschen, der Brumbachfall, wo Melchior, sein Bruder ...

Plötzlich zuckte Fridolin zusammen. Es schauderte ihn. Es packte ihn ein unsägliches Gruseln, eine beklemmende Angst. Das vererbte Blut?

„Ich spüre es“, rief er aus, „morgen früh reisse ich aus. Kopf über Hals. Alles lasse ich liegen. Alles ekelt mich an: Die Koffer der Hotelgäste, das Geschirr in der Küche, die Holzklöte im Speicher, die mürrische Köchin, die langweiligen Fremden, die Menschen überhaupt. Allen Zwang, alle Sitte, alle Rücksichten schüttle ich ab. Ich dürste nach Freiheit und Einsamkeit.“

In der Tat streifte er wochenlang in tiefen Wäldern, auf entlegenen Alpen, in Fels und Schnee umher. Die Dorfleute schüttelten wieder vielsagend die Köpfe über den armen Toren, als sie von dieser alljährlich wiederkehrenden Flucht erfuhren. Ich lachte nicht. Ich verstand. Was scherte ihn das Geschwätz!

Fridolin ist der heisse Föhn, der seine verzehrende Glut in Schnee und Eis, in rauher Einsamkeit und wilder Freiheit kühlen muss.

Nathaniel Hawthorne

D I E P R O P H E T I S C H E N

B I L D N I S S E

«Das ist ein Maler!» rief Walter Ludlow begeistert. «Er übertrifft nicht nur alle anderen Maler an Talent, sondern besitzt auch grosse Kenntnisse auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten.»

«Tatsächlich?» fragte Elinor, welche mit echt weiblichem Interesse der Schilderung eines solchen Mannes gelauscht hatte.

«Man erzählt sich», fuhr Walter etwas geheimnisvoll fort, «dass er nicht nur die Gesichtszüge

eines Menschen darzustellen wisse, sondern auch dessen Seele und Geist. Er erspürt die geheimsten Gefühle und Leidenschaften eines Menschen und spiegelt sie auf der Leinwand wider — wie Sonnenschein bei gesunden oder wie höllischen Feuer bei seelisch kranken Menschen. Es ist eine schreckliche Gabe, ich fürchte mich fast, ihm zu sitzen.»

«Walter, meinst du das im Ernst?» rief Elinor betroffen.

«Um's Himmels willen, Elinor, gibt acht, dass er dich nicht so malt, die du im Augenblick aussehst», sagte ihr Verlobter lächelnd, aber auch bestürzt. «Da, es geht jetzt vorüber, aber als du eben sprachst, sahst du wie zu Tode erschrocken und sehr traurig aus. Woran hast du denn gedacht?»

«An gar nichts, Walter», antwortete Elinor hastig. «Du siehst Gespenster in meinem Gesicht. Also gut, lass uns morgen diesen wunderbaren Meister aufsuchen.»

Da Walter Ludlow und Elinor dicht vor ihrer Verheiratung standen, lag ihnen sehr daran, ihre Porträts anfertigen zu lassen, denn sie hofften, dass ihre Bilder der Anfang einer langen Reihe von Familienbildern sein würden. Am Tage nach dem oben berichteten Gespräch begaben sie sich zu der Wohnung des Malers. Ein Diener führte sie in ein Zimmer, in welchem sich zwar der Maler selbst nicht befand, sie aber andere Personen voraufanden, die sie am liebsten ehrfurchtvoll begrüßt hätten. Sie wussten zwar, dass es nur Gemälde waren, aber es schien ihnen fast unmöglich, solch lebensvolle und faszinierende Abbildungen für unbeseelt und unlebendig zu halten.

Das Brautpaar betrachtete alles genau. Sie tauschten ihre Beobachtungen aus, als sie plötzlich einen Schritt hinter sich hörten und den Maler gewahrten, der einige ihrer Bemerkungen belauscht haben musste. Er war ein Mann mittleren Alters mit Gesichtszügen, die seines eigenen Pinsels würdig gewesen wären. Tatsächlich glich er durch die reiche, aber etwas nachlässige Art seines malerischen Anzuges und — vielleicht weil seine Seele immer von Bildern erfüllt war — selbst fast einem Bildnis.

Walter Ludlow, der den Maler flüchtig kannte, erklärte ihm den Zweck ihres Besuches.

«Ich habe zwar einige dringende Arbeiten und mein Verbleiben in Boston wird nur noch kurz sein», sagte er nachdenklich, fügte aber nach einem weiteren beobachtenden Blick hinzu: «Ihr Wunsch soll aber erfüllt werden, wenn ich auch

anderen dafür eine Absage erteilen muss. Ich möchte mir eine solche Gelegenheit nicht entgehen lassen, um dafür einige Ellen Brokates oder prächtigen Tuches malen zu müssen.»

Nachdem das Brautpaar sich vom Maler verabschiedet hatte, fragte Walter Ludlow seine Verlobte lächelnd, ob sie auch wisse, welch grossen Einfluss der Maler jetzt über ihr Schicksal erlangen könne. «Die alten Weiber von Boston behaupten», fuhr er fort, «dass — wenn er einmal Antlitz und Bildung eines Menschen ganz erfasst habe — er ihn in irgendwelcher Situation oder bei einer Tat zu malen vermöge, die dann die Zukunft prophetisch vorwegnehme. Glaubst du das?»

«Nicht ganz», erwiderte Elinor lächelnd. «Oder wenn er doch solchen Zauber besitzen sollte, so liegt anderseits in seinem Wesen etwas so Gutartiges, dass er ihn sicherlich nur zum Guten gebrauchen wird.» —

Auf Wunsch des Malers arbeitete er zu gleicher Zeit an ihrer beiden Bilder, und ihre Züge hoben sich bald so lebendig und eindrucksvoll von der Leinwand ab, als ob die Kunst sie beide zum zweiten Male ins Leben gerufen hätte. Aber trotz der fast vollkommenen Ähnlichkeit schien es dem Brautpaar, als ob der Ausdruck ihrer Züge nicht so charaktervoll wäre wie bei anderen Bildnissen des Malers. Er selbst schien jedoch zufrieden zu sein, fertigte aber insgeheim in seiner freien Zeit eine Bleistiftzeichnung von ihnen an. Endlich teilte er ihnen mit, dass sie bei ihrem nächsten Besuch die Porträts vollendet vorfinden würden.

Im Bereich menschlicher Eitelkeiten nimmt der Gedanke, ein Bildnis von sich selbst zu erhalten, den ersten Rang ein. Vielleicht ist es die Idee des Fortlebens, der irdischen Unsterblichkeit, die dem Porträt solch geheimnisvolles Interesse verleiht. Walter und Elinor waren nicht frei hiervon und zur verabredeten Stunde eilten sie gespannt ins Atelier des Malers. Ihre Augen fielen sogleich auf ihre Porträts, die an der entferntesten Wand des Raumes lehnten. Durch die Entfernung und das dämmerige Licht erhöhte sich die Ähnlichkeit der Bilder, und sie stiessen zur gleichen Zeit einen Ruf des Entzückens aus.

«Da stehen wir nun», rief Walter enthusiastisch, «im Sonnenschein verewigt für immer. Keine dunklen Leidenschaften können sich je in unseren Zügen ausdrücken!»

«Nein», sagte Elinor ruhiger, «kein trauriger Wandel kann uns verdüstern.»

So sprachen sie im Nähertreten, während der Maler sie begrüsste und dann an seiner Zeichnung weiterarbeitete, um sie sich selbst zu überlassen. Sie standen nunmehr jeder vor des anderen Bildnis, es eingehend und schweigend ersehend. Schliesslich sagte Walter fragend zu dem Maler:

«Haben Sie nicht etwas verändert an dem Bild Elinors? Die Gesichtszüge, die Haltung scheinen zwar die gleichen zu sein wie gestern, aber da ist ein anderer Ausdruck. Die Augen Elinors schauen in die meinen mit einem seltsam ängstlichen Blick. Ja, sie spiegeln Kummer und tödlichen Schrecken wider. Das ist nicht Elinor!»

«Vergleichen Sie einmal das lebendige mit dem gemalten Antlitz», versetzte der Maler. Walter sah zu Elinor hinüber. Sie stand regungslos und versunken vor seinem Porträt, und der Ausdruck ihrer Züge war genau derjenige, den er soeben beanstandet hatte. Erschrocken nahm er ihre Hand und als sie ihn jetzt bemerkte, sagte sie erschauernd:

«Siehst du die Veränderung in deinem Porträt? So war es gestern nicht.»

«In meinem? Nein!» erwiderte Walter prüfend. «Aber lass sehen! Doch, da ist eine Verbesserung dünkt mich. Der Blick ist lebhafter, so als ob ein froher Gedanke von ihm ausstrahlte. Ja, ich sehe es deutlich.»

Während Walter mit diesen Beobachtungen beschäftigt war, wandte Elinor sich bekümmert und erschrocken zu dem Maler, der ihre stumme Frage mitleidig zu erwidern schien. «Der Blick», flüsterte sie und schauderte. «Wie kommen Sie dazu?»

«Miss Elinor», erwiderte der Maler, indem er ihre Hand nahm und sie zu dem Tisch führte, wo seine Zeichnung lag, «ich habe nur gemalt, was ich gesehen habe. Der wahre Künstler sieht hinter die Fassade, er erfasst intuitiv das Innerste der Seele. Aber wenn ich mich geirrt haben sollte, so bin ich bereit, es zu ändern. Werden aber die Tatsachen und Ereignisse dadurch auch geändert werden?»

Er deutete auf seine Bleistiftskizze. Ein Schrei schien sich von Elinors Lippen lösen zu wollen, aber ihre Selbstbeherrschung unterdrückte ihn. Dann bemerkte sie, dass auch Walter so dicht hinzutreten war, dass er die Skizze hätte sehen können, aber sie wusste nicht, ob er sie wirklich erblickt hatte.

«Wir wollen die Bilder unverändert lassen», sagte sie hastig. «Wenn das meine etwas traurig aussieht, so will ich zum Ausgleich in der Wirklichkeit um so fröhlicher dreinschauen.»

Nach Walters und Elinors Hochzeit bildeten die beiden Porträts den schönsten Schmuck ihrer Wohnung. Durchreisende Fremde baten um die Erlaubnis, sie sehen zu dürfen und über den Ausdruck der Bilder, der den meisten auffiel, wurde in Abwesenheit der Dargestellten oft diskutiert. Der melancholische Blick Elinors, meinte einer der Besucher, entspreche in merkwürdiger Ergänzung der fast wilden Leidenschaft in Walters Augen. Engere Freunde des Hauses aber flüsterten sich zu, dass Elinors wirklicher Ausdruck immer mehr dem des Bilnisses gleiche, während der von Walter immer niedergeschlagener und in sich gekehrter werde. Schliesslich verdeckte Elinor — zum Schutze der Porträts — wie sie sagte — beide Bilder mit schweren seidenen Vorhängen.

So verging die Zeit, und eines Tages kehrte der Maler zurück. Er war inzwischen soweit nordwärts gereist, dass er die silbernen Kaskaden der Wasserfälle von den Kristallhügeln gesehen und die Weite der Wälder und Horizonte Neu-Englands kennengelernt hatte. Aber es hatte ihn zur Stadt zurückgezogen, denn wenn er auch unter liebenswürdiger Oberfläche eigentlich ein kaltes Herz besass, so beschäftigte ihn doch immer wieder das Schicksal von Walter und Elinor, das er durch die Intuition seiner Kunst vorauszusehen geglaubt hatte.

So stand er eines Tages vor ihrem Haus. Er klopfte und als ein Diener ihm öffnete, rief er: «Sind die Bilder hier?» und sich zusammennehmend fügte er hinzu: «Sind Ihre Herrschaften zu Hause?»

«Ja, mein Herr», erwiderte der Diener verdutzt, «und die Porträts gleichfalls.»

Er führte den Gast in das Empfangszimmer. Da hier niemand war, ging der Maler in das nächste Zimmer und stutzte dann auf der Schwelle, da er sich den Porträts und den beiden dargestellten Personen gegenüber sah. — Sie hatten sein Herankommen nicht bemerkt. Elinors Antlitz entsprach in seiner traurigen Nachdenklichkeit jetzt fast genau dem Ausdruck des Porträts, während Walters Antlitz niedergeschlagen und irgendwie abgestumpft wirkte. Er sah von den Bildern zu Elinor hinüber, dann versank er in schwermütige Betrachtung. — Dem Maler war zumute, als ob er den Schritt des Schicksals hinter sich höre, wie es sich seinen Opfern näherte. Aber hatte er nicht selbst dieses Schicksal heraufbeschworen?

Plötzlich ging eine Veränderung mit Walter vor sich, sein Ausdruck steigerte sich zu wilder Leid-

denschaft, während der Elinors tiefstes Erschrecken widerspiegelte. Die Porträts und die Antlitze der beiden waren jetzt eins.

«Unser Schicksal ist über uns!» schrie Walter.

Er zog ein Messer heraus und während sie halb-ohnmächtig auf die Knie sank, zielte er auf ihr Herz. Es war genau die Stellung, welche der Maler einst auf seiner Skizze vorausgeschaut und gezeichnet hatte.

«Halt, du Wahnsinniger!» rief der Maler und warf sich zwischen die beiden. Er stand dort wie ein Magier, der die von ihm erweckten Gespenster beschwört.

«Was soll das?» murmelte Walter Ludlow, «kann das Schicksal sich selbst in den Arm fallen?»

«Unglückliche Frau», sagte der Maler zu Elinor. «Habe ich Sie nicht gewarnt?»

«Das taten Sie», erwiderte Elinor gefasst, indem ihr jäher Schrecken wieder dem ruhigen Kummer wich, aus dem sie aufgestöbert worden war, «aber ich liebte ihn doch!»

(Aus dem Amerikanischen von M. K. Kessler)

T O U G G O U R T

Namen von Menschen, von Oertlichkeiten und von Dingen erlangen manchmal auf einen Schlag weltweiten Klang. So ist heute jedem Zeitungleser der Name Touggourt geläufig. Jedermann sieht unter diesem Namen die Sensation von vorläufig unabsehbarer Tragweite ausgedrückt, dass im algerischen Teil der Wüste Sahara Erdöl in grossen Mengen gewonnen und dem Konsum zugeleitet werden kann.

Im Verlaufe einer dreiwöchigen Studienreise durch Algerien lernten wir im Herbst des Jahres 1927 — also vor drei Jahrzehnten — auch die Oasenstadt Touggourt flüchtig kennen. Wir waren von der Stadt Algier aus nach Biskra gefahren, hatten der Oase Sidi-Okba einen Besuch abgestattet und uns tief ergreifen lassen durch die Schönheiten eines vom Col de Sfax aus erlebten Sonnenuntergangs. Dann führte uns ein putzi-

ges weisses Wüstenzüglein in sechsstündiger Fahrt — unter anderem auch an einem der grossen Salzsümpfe (Chotts) vorbei — an seinen Endpunkt, eben nach der etwa 850 km südlich der Metropole Algier gelegenen Sahara-Stadt Touggourt.

Damals mochte dieser Umschlagplatz zwischen dem Norden Afrikas und der weiten Sahara etwa 60 000 Einwohner zählen. Das Zentrum bildeten der Markt, die Amtsgebäude und die Hotels. In betontem Abstand befanden sich, jedes für sich eine Einheit bildend, die Quartiere sesshafter Eingeborener und die Strassen der Ouled Nails, der «Töchter der Freude», die Quartiere der handels tüchtigen Mischlinge spanisch-jüdisch-arabischen Blutes, die Quartiere der Schwarzen, und verstreut zwischen den einzelnen Teilsiedlungen erhoben sich die Zelte der mit ihren Kamelen, ihren Eseln, ihren Schafen und Ziegen nomadisierenden Araberfamilien. Die Buntheit des Marktes wurde bereichert durch Karawanen, die aus Nord und Süd angewandert kamen, um am Warenhaustausch teilzuhaben.

Vor dem Dorf der Schwarzen wurden wir Zeugen eines Festes. Die stolze Haltung der hochbeinigen Söhne und Töchter Afrikas beeindruckte uns nicht weniger als das Können der Handwerker, die auf dem Markt ihre Erzeugnisse feilboten. Unter den Marktbesuchern befanden sich auch hochgewachsene, ihr Antlitz teilweise mit schwarzem Tuch verhüllende Männer aus den Bergen des Hoggar. Auffallend war damals schon das Interesse und die laute Freude der männlichen Eingeborenen am Motorfahrzeug. Die wenigen Autos waren ständig von Menschenrauben belegt, und der Spass der Mitfahrer war offensichtlich um so grösser und lauter, je forsch der Fahrtempo war und je harscher die Burnusse im Winde flatterten.

Abseits vom Zentrum der Sahara-Stadt und ihrer Dorfsatelliten erhoben sich, als stumme Zeugen versunkener Macht und Pracht, aus dem braungelben Sand einige tempelartige Bauten: die Königsgräber von Touggourt. Den neugierigen Touristen waren sie Gegenstand des Beschauens und Objekt zur photographischen Aufnahme, für viele Einheimische aber waren diese Königsgräber zweifellos geheiligte Stätten der Wallfahrt.

Der Handelsstatistik von damals entnahmen wir, dass die Spitze aller Ausfuhrgüter Algeriens — wie auch heute — der Wein hielt, in Abständen gefolgt von Korn, Gerste, Schafhaarwolle und so weiter. Aber auch Zinkerze, Bleierze, vor allem